



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> frühe und hohe Mittelalter bis zum Ausgang der Staufer : die Kunst des romanischen Stils / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

Die Profanarchitektur

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96180](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96180)

DIE DRITTE STUFE DER GOTISCHEN REZEPTION.

Die Bauten der zweiten Stufe waren mehrenteils nicht vollendet, und in vielen Landschaften war man selbst über die erste noch nicht hinaus, als an einigen Punkten Westdeutschlands die dritte erreicht wurde. Die hier das Wort nehmenden Meister stehen unter dem Eindruck der großen französischen Kathedralen des reifen Stils. Diese bedeuten für sie die Vollendung schlechthin; an Kompromisse oder an Stellung eigentümlicher Probleme, wie sie für die zweite Stufe bezeichnend gewesen waren, denken sie nicht mehr; die zwingende Übermacht, die zu allen Zeiten das Klassische hat, tritt in Wirkung und saugt das Nationalbesondere vollständig in sich auf. Nicht das Deutsche und das Französische wurde als Gegensatz empfunden, sondern nur noch das Unreife und das Vollendete.

Die beiden ersten Vertreter dieser dritten Stufe, in der die Aufnahme des gotischen Stils zum Abschluß kam, sind der Chor des Kölner Domes und das Langhaus des Straßburger Münsters. Zu jenem wurde der Grundstein 1248 gelegt, dieses wurde vielleicht im selben Jahre, jedenfalls nicht viel vor 1250, begonnen. Der Idee nach sind sie Erzeugnisse der letzten staufischen Zeit und mußten deshalb schon hier genannt werden. Da ihre Ausführung aber nachstaufisch ist und vollends ihre Wirkung von einer schon wesentlich anders gearteten Umwelt aufgenommen wurde, wird es richtig sein, sie erst im nächsten Buche zu behandeln.

DIE PROFANARCHITEKTUR.

Die deutsche Baukunst, wie sie sich von den Karolingern bis zum Ausgang der Stauferzeit entwickelt hatte, ursprünglich nur ein Mitläufer in dem Komplex erworbener Kultur, nach und nach aber in allen Poren mit deutschem Geist erfüllt, war trotzdem noch immer keine allseitige Widerspiegelung der deutschen Wirklichkeit. Denn sie sprach nur im Auftrage der Kirche; der Atemzug des Weltlebens war in ihr nur soweit zu spüren, als dieses unter dem allerdings weit ausladenden Schirmdach der Kirche einen Platz fand. Denken wir an diese Einseitigkeit und ihren lange Zeit ungebrochenen Bestand, so ermessen wir, was es bedeutete, daß das staufische Zeitalter zum erstenmal seit den Karolingern (die aber hierin nur Nachzügler der Antike gewesen waren) sich daran wagte, in der Kunst die Scheidewand zwischen Kirche und Welt, Kunstbau und Nutzbau niederzulegen. Dies geschah nun zwar nicht etwa so, daß ein lange latent gewesener profaner Kunstwille endlich seine eigene Sprache gefunden hätte; vielmehr vollzog es sich unter der Form einer Umarbeitung kirchlicher Prägungen für den profanen Zweck. Nicht um Fortbildung der Holzarchitektur, wie es im ersteren Falle hätte geschehen müssen,

sondern um Aneignung und Zurechtmachung des Steinbaus handelte es sich.

Von der Zweckbestimmung ausgehend, haben wir zwei große Massen zu unterscheiden: den Wohnbau und den Wehrbau. Da hier aber nicht die Abwandlung der Stilformen, die, wie wir oben sagten, unselbständig bleibt, sondern die im Raum und der Konstruktion sich ausdrückende Zweckgestaltung den Schwerpunkt des Interesses bildet, so wird es das beste sein, die Entwicklung ohne Unterbrechung bis ans Ende zu verfolgen, weshalb wir den ganzen Gegenstand erst im nächsten Buch in Angriff nehmen wollen. Nur mit zwei Spezialtypen, die ihren Höhepunkt schon im 13. Jahrhundert erreichten, muß eine Ausnahme gemacht werden. Das sind die Klöster und die Kaiserpfalzen.

Klosterbauten. Es besteht ein auffallender Widerspruch zwischen dem so oft wiederkehrenden Bedürfnis nach Reform des inneren Lebens der Klöster und der fast völligen Unveränderlichkeit ihrer baulichen Anlage. Sie verliert ihr Befremdendes, wenn man bemerkt, daß jene Reformen im Grunde nur aus einer konservativen Gesinnung herkamen, aus dem Trachten nach Wiederherstellung alter Sittenstrenge. Ob sie Kluniazenser, Hirsauer, Prämonstratenser, Zisterzienser hießen, sie alle wurzelten in der Regel des hl. Benedikt, und so bestand auch in ihren Bauanlagen kein grundsätzlicher Unterschied. Erst die im 13. Jahrhundert emporkommenden Bettelorden stellten sich auf einen neuen Boden. Sie zogen in die Städte. Die älteren Orden dagegen — von denen hier allein die Rede sein soll — saßen auf dem freien Lande. Nur bei den Benediktinern der ältesten Zeit war es noch vorgekommen, daß sie am Rande verödeter ehemaliger Römerstädte sich ansiedelten und mit der Zeit allerdings es sich gefallen lassen mußten, daß sie bei eintretender Stadterweiterung mit einbezogen wurden (Beispiele: St. Emmeram in Regensburg, St. Stephan und St. Thomas in Straßburg, St. Michael in Hildesheim, eine ganze Anzahl im äußeren Bering von Köln). Die jüngeren, die Hirsauer und Zisterzienser, betonten immer strenger den Wert der Einsamkeit.

Unter allen Gattungen des Wohn- und Zweckbaus sind wir über die Klöster ohne Vergleich am besten unterrichtet. Spuren haben sich unter den Denkmälern des 11. Jahrhunderts, größere Bauteile aus dem 12., zusammenhängende Anlagen, hie und da fast vollständig, vom 13. ab erhalten. Dazu kommen ergänzend mancherlei schriftliche Aufzeichnungen; wir nennen als aufschlußreichste die Konstitutionen von Hirsau. Es muß dahingestellt bleiben, wie schnell und wie vollständig sich das im 9. Jahrhundert im Bauriß von St. Gallen festgelegte Schema (S. 51) in die Praxis der deutschen Klöster als allgemeingültig durchgesetzt hat; sicher ist, daß Cluny es sich in allen Hauptzügen genau zum Vorbild nahm, und daß es weiterhin maßgebend blieb für die Hirsauer wie für die ja

gleichfalls von Burgund ausgehenden Zisterzienser. Die Varianten betreffen nur Nebensächliches. Zwar ist die Zahl der in die feststehenden Grundlinien eingeschlossenen Räume je nach dem Maßstab der Anlage verschieden, aber doch nur in der Weise, daß die größeren die Räume zwecklich mehr differenzierten, die kleineren mehrere Bestimmungen in einen Raum zusammenlegten. Unter allen Umständen blieb die von St. Gallen her bekannte Teilung in drei Regionen gewahrt: in der Mitte, angelehnt an die Langseite der Kirche (in der Regel die südliche), die Klausur, das ist das Haus der Mönche, bestehend aus drei mit den freiliegenden Flügeln des Kreuzgangs gleichlaufenden Gebäuden; dahinter, im Osten der Kirche und Klausur, das Krankenhaus und Schulhaus mit ihren Dependenzien; davor, im Westen, das Quartier für Landwirtschaft, Gewerbe und Fremdenverkehr. In der inneren Einteilung der Klausur hatten die Haupträume durchaus feste Plätze: im Ostflügel der Kapitelsaal, daneben, wenn Platz blieb, das Auditorium und die Wärmstube; im Südflügel das Mönchsrefektorium und die Küche, und gegenüber dem Eingang zum Refektorium das Brunnenhaus, auch Tonsur genannt, weil hier die Mönche sich scheren ließen; im Westflügel das Refektorium der Laienbrüder und etwa noch eine zweite Küche und Vorratskammer. Über dem Ostflügel lag in einem Obergeschoß der Schlafsaal der Mönche mit direkter Verbindung zur Kirche; die Aufteilung in Zellen ist jünger. War es bei einem Umbau mit vergrößertem Maßstabe nicht möglich oder nicht genehm, die Seitenlänge des Kreuzganges zu strecken, so wurden einzelne größere Räume, die Refektorien oder das Dorment, aus ihrer parallelen Stellung zum Kreuzgangflügel gelöst und senkrecht zu ihm ins Freie ausgebaut (so in Maulbronn). In größeren Klöstern lag die Abtswohnung gesondert außerhalb der Klausur (in Maulbronn im Osten, in Hirsau im Süden). Ferner gab es hier noch ein paar Kapellen, regelmäßig eine hinten am Krankenhaus und eine andere vorn am Torhaus (für Pilger und Frauen, da diese tiefer ins Kloster nicht eindringen durften). Das Hinterquartier ist in den uns erhaltenen Anlagen so reich wie auf dem St. Galler Idealplan wohl nie ausgestattet; das Schulhaus z. B. wird anderweitig untergebracht, das Wirtschaftsquartier dagegen weitläufiger angelegt und in unregelmäßiger Streulage der einzelnen Baulichkeiten. Eine Ringmauer mit Graben, befestigtem Torbau und starken Ecktürmen vervollständigt die Ähnlichkeit des Klosters mit einer kleinen Stadt.

Suchen wir unter erhaltenen Denkmälern nach typischen Beispielen, so möchten wir Groß-Komburg bei Schwäbisch-Hall und Maulbronn als Gegensätze einander gegenüberstellen. — Komburg war ein Benediktinerkloster. Diese liebten freie und sonnige Lage, wenn die Gelegenheit des Ortes es gab, auf einer Höhe mit steilem Abhang. So hat die Gruppe der Komburger Bauten, wenn man sich vom Flusse her nähert, ganz die Umriss einer Burg. Man betritt den Klosterbezirk durch eine

überaus stattliche Vorburg, flankiert von zwei Türmen, zwischen denen, über der Durchfahrt, eine Michaelskapelle liegt. Dann folgt ein zweites und drittes Tor und ein Treppenaufgang zur oberen Terrasse, eine sechseckige Kapelle. (Man vergleiche dagegen die noch nicht wehrhaft behandelte karolingische Torhalle in Lorsch.) Kirche und Klausur sind barock umgebaut. Andere Beispiele von Bergklöstern: Arnstein a. d. Lahn, die Petersberge bei Fulda, Erfurt und Halle, Quedlinburg; in barockem Umbau Banz am Main und Neresheim im schwäbischen Jura; die Donauklöster oberhalb Wien. — Maulbronn ist dagegen eine zisterziensische Musteranlage, schon durch die weltabgeschiedene Örtlichkeit: inmitten eines großen Waldgeländes eine flache Talniederung mit einer Reihe von Teichen, die zu ihrer Entsumpfung und Urbarmachung angelegt waren. Heute hat die Eisenbahn den Weg auch hierhin gefunden und führt zahlreiche Besucher an den ebenso lehrreichen wie stimmungsvollen Punkt; im Mittelalter war er nur auf langen, einsamen Waldwegen zu erreichen. — Andere Beispiele: sehr gut erhalten Eberbach im Rheingau und Loccum in Niedersachsen, Bronnbach an der Tauber, Bebenhausen bei Tübingen. — Als Musterbeispiel geben wir anstatt des oft abgebildeten Grundrisses von Maulbronn den von Eberbach im Rheingau (Abb. 183).

Das Verharren der Klosteranlage bei der in der Karolingerzeit importierten Grundform bedeutete nun zugleich, daß hier, unberührt von der fortschreitend nordischen und deutschen Umprägung des allgemeinen Baugeistes, ein Typus von unverwischbar südländischem Grundzug sich erhielt: eine fassadenlose, durchaus nach innen gekehrte Hofarchitektur. Niedrige, gestreckte Mauerfluchten, der Haupteindruck die vom schattigen Grunde des Kreuzganges sich scharf abhebenden Bogenreihen und die langen, ungebrochenen Horizontalabschlüsse, keine Giebel, wenige und kleine Fenster, überhaupt nichts von der starken Linienbewegung, die dem Kirchengebäude seinen Charakter gab, endlich frühzeitiges Verlassen der Holzkonstruktion zugunsten des reinen Steinbaus und dadurch ein ebenso bestimmter Gegensatz gegen den germanischen Wohnhaustypus.

Der Kreuzgang, in den lateinischen Quellen *ambitus*, *porticus*, *claustrum*, französisch *cloître*, italienisch *chiostro*, hat seinen deutschen Namen, wie man meint, von der in ihm abgehaltenen Kreuzprozession. In älterer Zeit war die Decke ein offenes Sparrenwerk. Gewölbe, wenn sie auch vereinzelt früher vorkommen, greifen erst nach der Mitte des 12. Jahrhunderts um sich. Die Tonne, in formaler Hinsicht sehr angemessen, wurde früh verlassen (erhalten beim Münster in Bonn), und es trat dafür das Kreuzgewölbe ein, in seiner Entwicklung den Gepflogenheiten des Kirchenbaus parallel. Eine längere Abwandlung macht die Außenmauer durch. Der älteste erhaltene Kreuzgang, der Vorschrift des St. Galler Risses eng sich anschließend, ist der von Jung-St. Peter in

Straßburg aus der Zeit nach 1035; in seiner heutigen Gestalt zwar nur eine ideale Rekonstruktion, für die aber doch mancherlei Anhaltspunkte gegeben waren, so daß sie im großen und ganzen die Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ähnlich das Fragment in Epfig (Abb. 192, 193). Daneben hat es noch einen zweiten Typus gegeben, in dem die Mauer nur durch kleine, fensterartige Öffnungen über hoher Brüstungswand durchbrochen war. Er entstand als eine Reaktion des nordischen Klimas und war in der Frühzeit vermutlich recht verbreitet. Mit der Zeit aber kehrte man allgemein zu den offenen Hofarkaden zurück. Schöne Beispiele aus der mittleren Zeit des 12. Jahrhunderts sind der Liebfrauenkreuzgang in Magdeburg, der Domkreuzgang in Hildesheim, der Münsterkreuzgang in Bonn. Nach Aufnahme der Steindecke machte sich von selbst eine geregelte Jochteilung geltend: starke, außen durch Entlastungsbögen verbundene Pfeiler an den Treffpunkten der Gewölbe, im Intervall eine Gruppe von Säulchen und Bögen, in ihrer Zahl, Stellung und Dekoration ein Durchprobieren aller Möglichkeiten. So wandelte sich das Bild des Kreuzgangs, wenn es auch in der Gesamtanlage die südliche Herkunft nie verleugnete, immer mehr dem deutschen Sinn zu Dank; die Freude am Rhythmus wird reichlich ausgekostet, und gewiß sind es nicht erst wir, die die im Ineinanderwirken des sonnigen Gartens und der schattigen Wandelgänge freigiebig sich anbietenden malerischen Momente zu genießen verstehen; Beschaulichkeit und Stille waltet in den Anlagen des 12., romantische Pracht, jedem Anklang an Askese weit entwachsen, in denen des 13. Jahrhunderts (Abb. 188—190, 195, 196). Gewiß, der Kreuzgang war ein Liebling der deutsch-romanischen Bauphantasie geworden, was wir erst recht empfinden, wenn wir gewahren, wie wenig vergleichsweise nachher die hohe und späte Gotik hier noch Neues zu sagen, ja überhaupt nur Gleichwertiges zu erreichen vermocht hat. So ist es ein Glück, daß sich Kreuzgänge aus der romanischen Blütezeit noch in großer Zahl erhalten haben, zum mindesten in Bruchstücken. Wenn Süddeutschland und Österreich den Vorrang haben, so wird das mit auf klimatische Ursachen zurückzuführen sein, also den südlichen Grundcharakter bekräftigen.

Unter den Innenräumen erheben nur die Kapitelsäle und Refektorien höheren künstlerischen Anspruch. Die erhaltenen Exemplare sind sämtlich gewölbt, und zwar, wie sich unter den gegebenen Verhältnissen von selbst verstand, im Hallensystem (Abb. 186, 191, 197, 198). Die Fälle dreischiffiger Teilung sind nicht zahlreich und liegen alle im Grenzgebiet des 12. zum 13. Jahrhundert. Vorher und nachher war Zweiteilung die allgemeine Regel. Der Raum wurde dabei freier, auch mag es die Absicht gewesen sein, damit die nichtsakrale Bestimmung schärfer hervorzuheben. Daß einige Refektorien, wie die in Schönau und Maulbronn, zu den Perlen der Baukunst des 13. Jahrhunderts gehören, wurde bei einer früheren

Gelegenheit (S. 259) schon ausgeführt. Das Refektorium in Heilsbronn (aus der Mitte des 13. Jahrhunderts) ist ausnahmsweise ein einschiffiger Saal, übrigens reich und vorzüglich behandelt. In ganz großen Klöstern nehmen auch die Dormitorien eine monumentale Haltung an; für sie war die dreischiffige Teilung (Abb. 187) das Zweckentsprechendste, die Betten in den Seitenschiffen, im Mittelschiff ein freier Gang. Der Schlafsaal in Eberbach, der großartigste, den wir kennen, hat bei einer Länge von 93 m, einer Breite von 16,5 m 2×13 Gewölbeabteilungen (Teil des Längenschnitts Abb. 185).

Auf Parlaturen und Bußkammern, Küchen, Keller und Getreidespeicher näher einzugehen, würde über die Aufgabe einer kunstgeschichtlichen Betrachtung hinausgehen. Doch mag noch eine allgemeine Erwägung Platz finden. Die Klöster haben zuerst in Deutschland eine rationelle und künstlerisch gehobene Kultur des Wohnbaus verwirklicht, ihrem asketischen Lebensideal zum Trotz. Was hat der profane Wohnbau von ihnen gelernt? Ein direktes Muster konnten sie wegen ihrer scharf begrenzten Sonderart nicht sein. Aber die Ansprüche erhöhen und manchen Fingerzeig zu ihrer Befriedigung geben konnten sie doch wohl, wie sie auch sicher der erste Durchgangspunkt waren, auf dem die kirchliche Formensprache für den profanen Gebrauch zurechtgemacht wurde.

Kaiserpfalzen und Fürstensitze. Es gab im Deutschen Reich keinen »unbehausterten« Mann als den deutschen Kaiser. Nicht nur, daß er keine Hauptstadt hatte, an keinem Orte wohnte er fortlaufend auch nur ein Jahr. Sein Leben war ein ewiges Kommen und Gehen. Zwischen seinen Reisen rastete er ebenso oft bei einem Bischof oder Abt als auf seinen eigenen Gütern. Unter diesen nun sind seine Stammgüter und die ihm von Reichs wegen zustehenden zu unterscheiden. Nur auf den letzteren sind die eigentlichen »Königshöfe« zu suchen, ein prekärer Besitz leider, da sie oft an die Kirche oder einen Fürsten, um deren Hilfe zu erlangen, verschenkt werden mußten. Sie hatten teils die Bedeutung von militärischen Stützpunkten, teils waren sie Wirtschaftshöfe. Unter ihnen tritt eine beschränkte Zahl mit dem Vorzugsnamen einer Pfalz hervor. Welche Eigenschaften ein Königshof besitzen mußte, um diesen Rang einzunehmen, ist noch nicht genau aufgeklärt. Die Begriffsbestimmung wird von der Rechtsgeschichte aus zu gewinnen sein. Der Sachsen-Spiegel erkennt im sächsischen Stammgebiet nur fünf Pfalzen an, in denen »echter Hof« gehalten werden konnte; unter ihnen fehlen aber gerade diejenigen, an denen wir die Könige am häufigsten antreffen, wie Quedlinburg, Memleben, Nordhausen, Goslar. Offenbar sind in freierem Sprachgebrauch auch andere als diese rechtlich privilegierten Sitze Pfalzen genannt worden, und es muß für sie also noch ein anderes Kennzeichen gegeben haben; wahrscheinlich lag es in ihrer baulichen Gestalt. Zu unterscheiden sind von ihnen die kaiserlichen Burgen, wie Eger, Nürn-

berg, Wimpfen, Trifels. Bei den Pfalzen zeigt aber schon die Wahl der Örtlichkeit, daß die Verteidigungsfähigkeit nicht in erster Linie stand. Sie liegen an großen Verkehrsstraßen in der Ebene und sind durchweg nur leichthin befestigt. Es kam darauf an, daß sie für Hoffeste und Reichsversammlungen Bequemlichkeit darboten.

Die Geschichte der Pfalzen geht mit den Staufern zu Ende. Das auf sehr veränderten Verfassungs- und Machtverhältnissen wiederaufgebaute nachstauische Königtum hatte für sie keine Verwendung; sie kamen in die Hände untergeordneter Beamten oder wurden vergabt, verkamen und verfielen. Hören wir beispielsweise die Schicksale der ältesten und besterhaltenen, der Pfalz zu Goslar. Sie erscheint zuerst als Königshof (*Curtis regalis*) unter Konrad II. Heinrich III. erbaute den noch heute bestehenden Palast (1082: *Palatium regis*) und wohnte hier häufiger als in irgendeiner andern seiner Pfalzen, allein Weihnachten hat er fünfmal hier gefeiert. Bei einem Hoftage Lothars 1132 stürzte ein Teil des Gebäudes ein, war aber schon wenige Jahre später Schauplatz einer glänzenden Fürstenversammlung. Unter Friedrich Barbarossa, wie die Stilformen erweisen, wurde eine kleine Restauration vorgenommen. Aber schon 1206 nahm ein Vogt als Verwalter des Reichszolls in ihr seinen Sitz, die Kaiser besuchten sie nicht mehr. Nach einer Feuersbrunst 1289 ging sie in den Besitz der frei gewordenen Stadt über, die sie zuerst als Gerichtsstätte, später als Lagerraum benutzte und immer tiefer in Verwahrlosung sinken ließ. 1629 begannen die Jesuiten sich in ihr einzurichten, wurden aber bald durch die Schweden vertrieben. 1865 wollte der Rat das hinfällig gewordene Gebäude abbrechen. 1866 übernahm es der Preußische Staat, und Kaiser Wilhelm I. ließ es in der Gestalt wiederherstellen, in der wir es heute sehen, einer Gestalt leider, in der sich die naiv-moderne Denkweise des Restaurators nicht verleugnet.

Von den Bauten der Könige zu erzählen, lag den geistlichen Notizen-sammlern nicht im Gesichtskreise, unser geschichtliches Wissen von ihnen bleibt daher spärlich und beiläufig. Vollends, was den baulichen Charakter betrifft, stehen wir vor lauter offenen Fragen. Mit Sicherheit läßt nur einiges Negative sich behaupten. So, daß die reguläre Planbildung mit durchlaufenden Achsen, wie sie Karl d. Gr. seinen Pfalzen in Aachen und Ingelheim zugrunde gelegt hatte, keine Nachfolge fand. Die in den Grundmauern erhaltenen Königshöfe Heinrichs I. in Botfeld am Harz und bei Saalfeld sind starke Burgen auf gedrängtem Grundriß, und wenn wir auch keineswegs einen allgemeingültigen Typus daraus ableiten wollen, dürfen wir nach mancherlei Andeutungen doch für wahrscheinlich ansehen, daß die Sitze der sächsischen Könige in ihrer baulichen Behandlung mehr oder minder überall durch das fortifikatorische Interesse beeinflußt und das will sagen beengt waren. Von den Pfalzen des salischen Hauses würden wir gar nichts wissen, besäßen wir nicht die eine

in Goslar. Daß ein Bau wie dieser nicht ohne Tradition entstehen konnte, ist selbstverständlich. Dieselbe ist nicht sächsisch, sondern westdeutsch, und eine Nachwirkung des karolingischen Programms wird in ihr nicht ganz zu leugnen sein. Zwar handelt es sich nicht mehr um einen geregelten Komplex vieler Einzelgebäude, aber geblieben sind die beiden Hauptstücke: das Palatium und senkrecht auf die Mitte seiner Front gerichtet die Kirche (in Goslar in einem Abstand von 120 m, gegen 80 m in Aachen). In den staufischen Anlagen tritt eine weitere Vereinfachung ein: die Kirche fällt aus, nur eine Kapelle, dem Palatium näher gerückt, bleibt übrig. Das Palatium aber bewahrt seinen Charakter als allein-stehender Saalbau. In Goslar wurde später ein Wohnflügel angebaut, in Gelnhausen sind Spuren eines Obergeschosses vorhanden, das möglicherweise dieselbe Bedeutung hatte. Als geschlossene Baukörper, bei denen die Hauptwirkung in die Fassade gelegt ist, stehen die Pfalzen zu der Hofarchitektur der Klöster in polarem Gegensatz. Das Goslarer Kaiserhaus (Abb. 208, 209) bildet ein Rechteck von 49 m Länge und 17,5 m Tiefe. Es baut sich in zwei kontrastierenden Geschossen auf: im Erdgeschoß nur kleine Luken, das Hauptgeschoß in rhythmische Arkaden aufgelöst. Der mittlere Giebel ist neu, ebenso die Freitreppe, doch muß etwas derart von jeher vorhanden gewesen sein und vielleicht auch noch eine entsprechende zweite Treppe am nördlichen Ende, wo der (jüngere) Wohnbau anstößt. Im Innern ist nichts mehr alt. Die Zerlegung des Erdgeschosses in sieben gewölbte Schmalräume erfolgte in gotischer Zeit. In ihm findet sich eine Kanalheizung mit vielen Zweigen. Wenn man annimmt, daß eine ähnliche schon der romanische Bau besessen habe, so wäre das Rätsel vielleicht gelöst, wie der Riesensaal des Obergeschosses mit seinen weiten, selbstverständlich unverglasten Lichtöffnungen zur Winterszeit — Heinrich III. hat in Goslar fünfmal das Weihnachtsfest gefeiert — benutzbar gemacht werden konnte. Vor der jüngsten Restauration zeigte der Saal eine von hölzernen Pfosten getragene Balkendecke mit gotisch ornamentierten Kopfbändern, und wesentlich anders kann auch im romanischen Vorgänger die Lösung nicht gewesen sein. Die Instandsetzung in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts hat mehr als nötig dem Ganzen einen modern akademischen Anstrich gegeben; ganz zu vermeiden ist das bei derartigen »Wiederherstellungen« leider nie. Freuen wir uns, daß wenigstens die Fassade noch in den Hauptlinien die echten Züge zeigt und darin eine Höhe des monumentalen Bewußtseins, die wir der Kultur des 11. Jahrhunderts gerade in diesem Zweckzusammenhang nicht ohne weiteres zugetraut hätten.

Der fürstliche Wohnbau der staufischen Epoche fügte viele neue und feine Reize der Detailbehandlung hinzu, in der Größe der Intention wurde die Pfalz des Saliers nicht erreicht. An ausgebreiteter Baulust

auf dem profanen Gebiete übertraf jedoch Friedrich I. alle Vorgänger. Die alten Reichspaläste in Aachen, Nymwegen und Ingelheim und vielleicht noch manche andere wurden von ihm gründlich restauriert. Von seinen Neubauten ist der glänzendste, die Pfalz in Hagenau, spurlos verschwunden *, ebenso die wahrscheinlich sehr ansehnliche in Kaiserslautern. In Kaiserswerth am Niederrhein steht noch bis zu einer gewissen Höhe ein rechteckiges Gebäude von fast denselben Abmessungen wie das Palatium von Goslar; die massive und strenge Behandlung deutet auf eine Anlage von mehr fortifikatorischer als repräsentativer Zweckbestimmung, es wäre denn, daß hier der Festsaal (wie in Kaiserslautern, nach alter Abbildung zu urteilen) in ein Obergeschoß verlegt war. So bleibt immer das Hauptzeugnis staufischer Pfalzbaukunst der viel und nie zu viel gepriesene Palast in Gelnhausen (Abb. 210, 211). Eine Ruine; aber in den erhaltenen Bruchstücken ist noch weit mehr Leben, als in irgendeiner in unseren Tagen »wiederhergestellten« Burg. Die von zwei Armen der Kinzig umflossene Ringmauer beschreibt im Grundriß ein Trapez. An der Schmalseite desselben liegt der Eingang. Das Tor, ohne Spuren von Zugbrücke und Fallgatter, führt in eine zweischiffige, dreijochige, nach dem Hof offene Halle; über ihr im zweiten Geschoß ist die Kapelle angeordnet. An der Ringmauer rechts werden die Wirtschaftsgebäude gestanden haben. Unerklärt sind am Ostrande des Hofes die Fundamente eines Rundbaus. Der Saal kehrt sich der Mittagssonne zu, im Rücken an die Nordmauer angelehnt. Das Grundrechteck mißt 27,5 m in der Länge und 12,5 m in der Tiefe, ist also erheblich kleiner als in den bisher betrachteten Pfalzen. Vom Aufbau haben sich das Kellergeschoß und die in nicht ganz symmetrischer Weise von Arkaden durchbrochene Vorderwand des Mittelgeschosses erhalten. Es umschloß drei gesonderte und nur mäßig hohe Räume. Vermißt man hier also den großen Versammlungssaal, so könnte derselbe doch vielleicht im Obergeschoß, dessen Existenz durch leichte Ansätze erwiesen ist, Platz gefunden haben. In jedem Fall eine Komposition ohne die Großartigkeit und strenge Symmetrie des Goslarer Kaiserhauses. Dafür entschädigt eine künstlerische Behandlung von delikatester Formenschönheit und gezügelter Pracht. Den Geschichtsfreunden müssen wir eine Enttäuschung bereiten, insofern wir nicht bestimmt versichern können, daß der Palast, den wir heute kennen, schon stand, als in Gelnhausen der berühmte Hoftag von 1180, auf dem Heinrich der Löwe abgesetzt wurde, zusammentrat. Unmöglich erscheint es uns nicht, da die Geschichtsquellen dieser Deutung günstig und die stilgeschichtlichen Einwendungen, die für Entstehung um 1200 geltend gemacht wurden, nicht unbedingt zwingend sind. —

* Durch die Franzosen zerstört 1678. Die Beschreibung des Hieronymus Gebweiler aus dem 16. Jahrhundert ist nicht sehr anschaulich, die oft reproduzierte Ansicht mit dem Datum 1614 eine moderne Fälschung.

Von der Pfalz zu Seligenstadt am Main steht noch das Kellergeschoß und, nicht ganz vollständig, das erste Hauptgeschoß. Es ist weniger stark aufgelöst als in Gelnhausen. Drei Fenstergruppen wechselten mit zwei Türen, zu denen doppelseitige Freitreppen hinaufführten. Die Länge der Fassade beträgt 46 m, erreicht also fast die von Goslar und Kaiserswerth. Die geringe Differenz der Abmessungen, Gelnhausen ausgenommen, ist beachtenswert. — War Gelnhausen schon nicht mehr ganz eine Pfalz im alten Sinne, sondern eher eine weitläufige Burg vom Typus der Wasserburgen, so ist die Pfalz von Wimpfen einer sehr stattlichen Höhenburg eingegliedert, was zu Modifikationen führte, die wir an dieser Stelle nicht weiter verfolgen können.

Unverkennbar wurden die königlichen Bauten ein Ansporn für den ganzen vornehmen Wohnbau der Zeit. Aber doch nur einmal, soviel wir wissen, ist die Pfalzanlage in ihrer Ganzheit von einem Fürsten nachgeahmt worden. Der das tat, war bezeichnenderweise der Sachsenherzog Heinrich der Löwe, der für den Norden Deutschlands einer königlichen Machtstellung zustrebte. In seiner Burg in Braunschweig ist das Programm der älteren Pfalzanlagen vollständiger durchgeführt als selbst in den uns bekannten Pfalzen Kaiser Friedrichs. Wie in Goslar stand im Burgbezirk ein großes Kollegiatstift, dessen Kirche der heutige »Dom« ist. Das nördliche Querschiff desselben, in dem die herzogliche Familie ihren Stand hatte, war mit dem Wohngebäude durch einen brückenartigen Gang verbunden. Der Palast aber ist, wieder wie in Goslar, von den Wohngebäuden abgesondert, ein selbständiger Saalbau. Auch die Abmessungen bleiben (15 : 42 m) hinter denen in Goslar wenig zurück. Die Mauern aus der Zeit Heinrichs des Löwen (um 1175) wurden erst in unsern Tagen (1873) wieder entdeckt, als der Barockbau, in den sie eingekapselt waren, abbrannte. Sie zu konservieren war nicht möglich ohne umfassende Ergänzungen (Abb. 212). Der das Hauptgeschoß vollständig ausfüllende Saal ist in seiner inneren Gestaltung neu; im Erdgeschoß (es ist durch 10 Pfeiler in zwei Schiffe geteilt) hat sich vom alten Zustand noch verhältnismäßig viel erhalten. Die übrigen Baulichkeiten sind verschwunden, im Umriß geblieben der Burghof mit dem Löwen-
denkmal in der Mitte.

Ein Menschenalter jünger sind die Bauten des Landgrafen von Thüringen, die Wartburg und die Freiburg. Hinsichtlich ihres Typus stehen sie in einer andern Reihe, sie werden im Zusammenhang der Wehrbaukunst näher zu betrachten sein. Als Kulturdokumente haben sie uns viel zu sagen und müssen schon an dieser Stelle gehört werden. Die Kunst machte sich hier einen neuen Acker im deutschen Leben urbar. Im architektonischen Charakter der vorstaufischen Burgen hatte durchaus das Materiell-Zweckliche überwogen, sie waren reine Wehrbauten. Die Wohnräume wurden in einen Wehrturm eingeklemmt oder sie standen,

und waren dann wohl nur Holzbauten, im engen Hof; höchstens in der inneren Einrichtung konnte das künstlerische Bedürfnis, wofern es sich schon regte, eine bescheidene Befriedigung finden. Der Adel der Stauferzeit, von etwa 1200 ab, machte dies mit Nachdruck geltend, verlangte mehr, verlangte für seinen neuen, heiteren und glänzenden Lebensstil, den wir in der Dichtung der Zeit so deutlich sich widerspiegeln sehen, mehr Raum, Bequemlichkeit und selbst Pracht. Neben dem, was nicht nur die Landgrafen von Thüringen, sondern auch kleinere Dynasten jetzt zu ihrer Repräsentation für nötig hielten, erscheinen die Bauten Heinrichs des Löwen altertümlich mager. Die staufische Schöpfung ist der Palas. In welchem Umfange dieser unseren Archäologen geläufig gewordene Name in Wirklichkeit angewandt worden ist, müßte noch untersucht werden. Abgeleitet ist er klärlich von den königlichen Pfalzen. Und auch eine bauliche Ähnlichkeit, wiewohl nicht Gleichheit, besteht. Der Burgpalas ist nicht zu kurzem Aufenthalt und nicht in erster Linie zur Repräsentation bestimmt; er hat dauernder Bewohnung zu dienen, ihm fehlt der dominierende große Saal und fehlt damit die volle Auflösung der Wandflächen, wie sie für das Kaiserhaus in Goslar so bezeichnend ist. Immerhin, auf eine selbstzwecklich reiche Wirkung der Fassade war es abgesehen. Der Palas der Wartburg (Abb. 213), ursprünglich nur in zwei Geschossen erbaut, zeigt uns, daß diese Forderung mit der inneren Einteilung nicht zur Deckung gebracht werden konnte, weshalb zunächst an der Frontwand Korridore angelegt wurden, zu denen das nun einmal zum Typus gehörende Motiv der offenen Arkaden besser paßte als zu den Schutz gegen die Witterung verlangenden Wohnräumen. Nur die Rückseite der Wartburg hat wirkliche Fenster, kleiner in der Öffnung und auf weitere Abstände verteilt. Die reiche Ausstattung mit Zierformen in plastischer Meißelarbeit, die allen Besuchern der Wartburg sich unvergeßlich einprägt, war doch kein Vorrecht dieses fürstlichen Baus; kaum eine Burg des Zeitalters gibt es, in der nicht, wensschon in kleinerer Ausdehnung, dieselbe anmutig phantastische Zierlust irgendwo ihre Blüten triebe — Frau Aventiure als Muse der Architektur. Dauernd niedergelassen hat sie sich in den deutschen Burgen nicht. Wir werden sehen, wie jenseits des 13. Jahrhunderts, gleichen Schritt haltend mit dem Niedergang in der Kultur des adligen Standes, auch der Burgenbau sich ernüchtert.

Nichts leider wissen wir von den Residenzen der geistlichen Fürsten. Und gerade hier muß die Mitwirkung der Kunst nach aller Wahrscheinlichkeit früh und erfolgreich angerufen worden sein. Am Dom zu Mainz hat sich allein die sehr stattliche Kapelle des auf seiner Nordseite anstoßenden erzbischöflichen Palastes — während die Domherren auf der Südseite um den Kreuzgang wohnten — erhalten (Abb. 205, 206). Die Verwandtschaft mit den Burgkapellen weltlicher Herren fällt in die Augen, vgl. z. B. die Burg in Nürnberg (Abb. 207).

Wir schließen mit einem raschen, vorläufigen Blick auf das Bürgerhaus, für welches das 13. Jahrhundert ebenfalls eine Zeit der Erweckung wurde. Neben dem befestigten Adelshaus und sehr von ihm abweichend entstand ein neuer, eigentlichst städtischer Typus, das Giebelhaus mit offener, in viele übereinandergeschichtete Fensterreihen aufgelöster, der Straße zugewandter Schauseite. Das Nähere bleibt für später vorbehalten. Hier genügt die den Kreis unserer Betrachtungen schließende Einsicht, daß die hohe künstlerische Kultur der Zeit auch die städtische Lebenssphäre ergriffen und gegen die reine Zweckarchitektur ihr eigenes Recht mit Nachdruck geltend gemacht hat. Auch hier hat dann die Entwicklungskurve sich noch einmal senken müssen. Erst an der Grenze des Mittelalters zur Neuzeit erreichte das Bürgerhaus wieder das freie Verhältnis zur Kunst, das das 13. Jahrhundert schon besaß.